

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 4

Artikel: Die Waldwiese
Autor: Lorenz, Karolin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663255>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

das Leben als Geschenk und das Werk als dieses Lebens Wesentlichstes zu betrachten, sie verbieten ihm, viel aus sich selbst zu machen. Der Lebensernst, ihm und seinem Werke eigen, vermahlt sich



Jean Affeltranger: Damenportrait.

einer verinnerlichten Lebensfreude; beide halten ihm Sinn und Seele offen. Nicht nur für seine Kunst, nein, für alles, was um ihn lebt! Familie und menschliche Umgebung sind ihm ans Herz

gewachsen, werden Teil seiner Liebesfülle selbst, und mit anerkennenswertem Verständnis und Anteil blickt er auf junge Kunstreisende, wo sie ihm auch begegnen mögen. Er, der durch harte Kämpfe die ruhige Ebene der Meisterschaft erkommen, ist gerade aus dem Wissen um die Schwere des Weges heraus herhaft bestrebt, Jüngeren seine eigenen schmerzlichen und tröstlichen Erfahrungen fördernd zu vermitteln. Das ist ein menschliches und künstlerisches Verdienst von wahrlich nicht alltäglicher Tragweite. Es steht in schönem Zusammenhang mit der inneren Jugendlichkeit, die der heutige Sechziger sich zu bewahren wußte.

Das Werk Jean Affeltrangers ist voll Reife und Meisterschaft in seiner Art. Aber es ist noch lange nicht abgeschlossen. Die Lebenskraft des Künstlers und seine unverminderte Arbeitsseligkeit bedeuten ein noch unentwegtes Versprechen. Dankbar überblickt man die Bereicherung der schweizerischen Kunst durch ihn; freudig und dankbar wird sein Kommen empfangen werden. Besonders seine Heimat hat Ursache, mit Stolz auf ihn zu blicken. Die eigenwüchsige Gestaltung ihrer Landschaft im Bilde verleiht ihr erneute Geltung weitherum. Sie ehrt nicht nur den Künstler selbst, sondern auch jene schöpferischen Kräfte, die wahrlich ein reiches Besitztum dieser Heimat sind.

Eigenes Heim.

Still ersehnt seit langen Jahren,
endlich, endlich steht es da!
Endlich ist es wahr geworden,
was ich stets in Träumen sah:

Eigner Herd und eigner Garten,
eignes Heim im Sonnenschein!
Kamerade, komm wir nehmen
Hand in Hand die Heimat ein.

Alles Schwere sei vergessen,
was das Herz trug und litt;
alles Frohe, Lichte, Schöne,
Liebe, Treue ziehe mit.

Du und ich und Kind und Gäste
stimmen in den Jubel ein:
Eigner Herd und eigner Garten,
eignes Heim im Sonnenschein. J. Friedli.

Die Waldwiese.

Erzählung von Karolin Lorenz.

Zwischen Tannen, Fichten und mächtigen Lärchenbäumen breitet sich der Waldwiese fast-grüner Teppich. Fast scheint es, als beanspruchten die hohen Berge, die ringsum den Talfuß einsäumen, dieses Stückchen Erde noch für sich, als wollten sie hier, auf der milden Höhe von 800 Meter das vollendete Muster einer

Hochwiese zeigen, ausgestattet mit jenem herben Reiz, den nur das Hochgebirge seinen Wiesen und Grasplateaus verleiht. Im Frühling trägt der Wind Blütenstaub von den Bergen herunter auf die kleine Wiese, legt den Samen zu duftenden Gebirgskräutern und lustigen, kleinen Blumen unter die dünne Schicht von

Rauhreif oder Märzenschnee, die zarte Blumenkinder vor allzurauher und harter Kindheit bewahren soll. Später dann, wenn der Schnee geschmolzen ist, beginnt zähes, langhalmiges Gras den Boden der Waldwiese zu überziehen, die Grashalme streben nicht empor, sondern kriechen am Boden dahin, umwuchern Gänseblümchen, Dotterblumen, Anemonen, hindern sie am Wachstum. Die Blumen der Waldwiese sind daher klein, aber von seltener Schönheit und Farbensattheit; wenn sie ihre duftenden Köpfchen im Frühlingswinde neigen, gleichen sie einer Schar anmutiger Tänzerinnen, die sich ihrer lieblichen Eigenart sehr wohl bewußt sind.

Der Seppl vom Hahndlhofbauern treibt an jedem Morgen, an dem er nicht zur Schule ins Tal hinab muß, schon um sechs Uhr die Kühle auf die Weide. Die Waldwiese ist nicht weit vom Hof entfernt, wenn er die Stalltür öffnet, trabt der schwarze Stier Loisl eilig den Berg hinauf, der dem Hahndlhof vorgelagert ist, durchschreitet hastig, wie einer, der zu bestimmter Stunde Wichtiges zu erledigen hat, den schmalen, von Tannengipfeln überdachten Hohlweg und nimmt die Waldwiese für seine Herde in Besitz.

Noch ist die Sonne nicht aufgegangen, düster streben die Berggipfel gegen den morgengrauen Himmel. Der Seppl hat sich nun rittlings auf den Holzzaun gesetzt und schnuppert mit seiner aufgestülpten Jungennase die würzige Morgenluft. In der Früh, vor Sonnenaufgang, da rücken die Berge so nahe, fast ist es, als statten sie ihm, dem Seppl, einen Besuch ab, um zu sehen, was es auf der Wiese, auf ihrer Wiese Neues gäbe. Es ist ein wenig unheimlich, dieses Näherrücken der Berge, und doch fühlt sich der Seppl nie glücklicher als in dieser halben Stunde vor Sonnenaufgang. Denn die Berge da umschließen seine Welt; und je näher sie heranrücken, desto mehr scheint die Waldwiese, auf der sich der Seppl König fühlt, in den Mittelpunkt dieser wunderschönen, kleinen Welt gerückt zu sein.

Dünn und träge klingt das Läuten der Kühhägelklocken durch die Morgendämmerung. Gewissenhaft beginnt der Hüterbub jetzt die Herde abzuzählen, reine Formsfache natürlich, denn noch niemals, seitdem der Seppl sich erinnern kann, hat eine Kuh freiwillig den Weideplatz auf der Waldwiese verlassen. „s' Vieh hat's halt gut,“ denkt der Seppl und dreht nachdenklich sein misfarbenes Filzhütchen zu einer Tüte, „kann sein Lebtag am selben Platz bleiben. Wenns Futter

bloß taugt.“ Was das Vieh doch gescheiter war als die Menschen! Die wollten ihn, den Seppl, vom Hof wegnehmen, vom Hof, wo es doch so reichlich zu essen gab für alle, von seinen Kühen, deren Körperwärme ihn gleich einem weichen Federbett einhüllte, wenn er, wie es so oft geschah, im Stall die Nacht verbrachte. Und von der Waldwiese, seiner Waldwiese! Nach den Ostern soll er hinein, in die Stadt, der Professor, der immer seine Ferien am Hahndlhof bringt, will ihn zur Aufnahmeprüfung ins Gymnasium vorbereiten. Als ob man unten, in der Dorfschule nicht genug lernte: Freilich, so kluge Dinge, wie der Herr Professor da, konnte der Herr Lehrer Eder nicht schwärzen. Vom tüchtigen, akademischen Nachwuchs, der vonnöten sei. Von klugen Bauernköpfen, die schon gar oft ihren Weg gemacht hätten. Von schweren Aufgaben, die das Leben irgendwo versteckt für einen bereit hielte und die zu erfüllen, größte Ehren einbrächte. Und daß man nur durch Arbeit, durch Arbeit des Kopfes, dieses so schwierige und rätselhafte Leben meistern könne. Ja das Leben... die Welt...

Immer wieder sagt er diese zwei Worte vor sich her, sucht sie aufzufassen, ihnen Sinn zu verleihen. Die Waldwiese hier ist seine Welt. Und das Leben? Der Seppl zieht ein Taschenmesser aus dem Sack seiner ausgewachsenen, speckig-schwarzen Lederhose und beginnt an der Rinde des Lärchenbaumes herumzuschneiden, zu dessen Füßen er sich jetzt gelagert hat. Die Baumrinde ist grau, sturm- und wettergegerbt, aber wenn er mit dem Messer ein Stück dieser vor Trockenheit knisternden Rinde herunterschneidet, bricht leuchtend-helles Rot unter dem Grau hervor. Es scheint, als blutete der Lärchenbaum aus frischer Wunde. Romisch, denkt der Seppl, daß ein so mächtiger Baumriese sich von ihm, dem kleinen Buben wehren lassen müßte!

Ein Gedanke durchzuckt blixartig seinen klugen, kleinen Kopf. Ist das nicht Macht, die er da ausübt? Mußte man erst in die Stadt aufs Gymnasium, um diese Welt hier zu beherrschen?

Der Seppl springt plötzlich auf und beginnt so wild mit der Peitsche zu knallen, daß das Vieh ebenso erschrocken und ratlos durcheinanderläuft wie vorhin die Ameisen. Die lange, geteerte Schnur von des Seppls Peitsche knallt über den Wiesenboden, klopft Gänseblümchen, Leberblumen, Anemonen. Nach Minuten erst hält er in seinem Zerstörungswerk inne. War

es nicht herrlich, dem Professor ein Schnippchen zu schlagen und schon jetzt die Welt zu beherrschen, das Leben zu meistern? Ohne Gymnasium. Ohne gelehrten Firlefanz!

Ja die Welt! Das Leben! Drüben am Waldesrand steht, von großen Bäumen beschattet, ein winziges Fichtenbäumchen. Ein kümmerliches Bäumchen, das nicht wachsen, sich nicht entwickeln kann, weil es von den großen, den mächtigen daran gehindert wird, das Wunder der Sonne zu erleben. „Hopppla“, sagt der Seppl und springt eilig vom Baum. Er läuft hinüber zum Waldesrand, lockert mit dem Taschenmesser die Erde rings um das Fichtenbäumchen auf, legt seine zarten, kümmerlichen Wurzeln frei. Beim Baum dann, wo fast immer die Sonne hinscheint, gräbt er ein tiefes Loch, setzt das Bäumchen ein, holt in seinem Hut fette, frühlingssuftende Erde vom Acker nebenan, füllt sie in das Loch und stampft sie mit den Füßen fest. Nun betrachtet der Seppl zufrieden sein Werk. „Könnt' a dank' schön sagen.“ murmelt er.

Die Morgensonne ist inzwischen hinter den Bergen hervorgekommen, scheint warm auf die mißhandelte Waldwiese, küßt neue Blumen wach, lindert die brennrote Wunde am Värchenstamm, läßt rastlose Ameisen und Käfer ihren Geschäften nachgehen. Auch der Seppl fühlt Müdigkeit und lagert sich wieder ins Moos am Waldesrand. Ein paarmal noch blinzelt er schlaftrig und zufrieden nach dem kleinen Bäumchen hinüber, das bisher sein armes Leben im Schatten hatte fristen müssen, nun aber in Sonne baden darf. Aus reinem Zufall. Weil er, der Seppl, die Waldwiese fast zusammengedroschen hatte. Weil er herrschen hatte wollen in seiner kleinen Welt. Weil er, für Augenblicke bloß, das Leben zu verstehen versuchte. Ja die Welt, das Leben!

*

Der Doktor Seppl Hahndl ist Skilehrer im mondänen Alpenhotel, das findige Unternehmer zur Zeit der Inflation am Hochplateau eines seiner Heimatberge errichtet haben. Auf der Hotelterrasse, wo sich an sonnigen Wintertagen Liegestuhl an Liegestuhl reiht, steht ein mächtiges Fernrohr. Wer ein Nickelstück einwirft, kann die Wände der Bergspitzen ringsum mit Blicken abtaufen, das Treiben in den Bauernhöfen im Tal unten beobachten, oder weit, weit ins Land sehen, bis Hügel, Acker und Flüsse zu einem dünnen, graublauen Strich verschmelzen.

Der Seppl hat noch niemals durch das Fernrohr geblickt. Nicht etwa um das Nickelstück zu sparen; die reichen Müßiggängerinnen, die er hier das Skilaufen lehrt, sind im allgemeinen recht freigiebig. Aber wenn er herunterblickte, der Seppl, und den Hahndlhof sahe, oder gar die Waldwiese, würde er an vieles erinnert werden. An Schmerzliches, Bitteres. An lange, harte Jahre des Hungerns und Studierens etwa. Oder an Abbau und Postenlosigkeit. Oder gar daran, daß er seine Welt da unten verlassen hat, um die richtige, die große Welt zu erobern. Und daß er jetzt, als Strafe vielleicht für Ehrgeiz und hochfahrende Pläne, Trinkgelder von geschminkten, dummen Frauenzimmern annehmen mußte, die im Leben keinen rechten Quersprung erlernen würden. Ja die Welt, das Leben!

An einem warmen Frühlingsnachmittag sitzt der Seppl mit Miß Mabel auf der Hotelterrasse beim Tee. Mit Miß Mabel, der märchenhaft reichen Amerikanerin, die so wunderschön ist und flug und selbstbewußt. Der Schnee ringsum beginnt zu schrumpfen, wird schmutzigbraun und unscheinbar, die Sonne frischt Löcher in die appetitlich überzuckerten Berge und Hügel des Skigeländes, aus denen ein Duft von feuchter, fetter Frühlingserde strömt. Genau so nach Frühling und Saft und Erde duftete der Boden der Waldwiese, wenn man ein Stück Moos mit dem Taschenmesser ausschnitt und die Erde bloßlegte. Die Erinnerung an diesen Erd- und Frühlingsduft überfällt den Seppl plötzlich mit solcher Heftigkeit, daß Miß Mabels betäubend süßes Narzissenparfum ihm die Nase zusammenschürt und Übelkeiten verursacht. Wie übertrieben doch alles in und an dieser Frau ist, denkt der Seppl. Übertrieben schön, übertrieben gepflegt, übertrieben flug, übertrieben vernünftig. Wenn sie bloß ein einzigesmal zufällig sein wollte, unbedacht. Die schwarzen Gläser der Sonnenbrille beherrschen Miß Mabels Gesicht, das kalt ist und schön und vollendet, wie das schneehedekte Gebirgsplateau ringsum es war, bevor es um den Frühling ahnte.

Langsam tropfen nun die Worte aus Miß Mabels Kirschrot geschminktem Mund, flug und wohlüberlegt und sehr selbstsicher. „Ich werde Dich mit hinübernehmen, nach Amerika, darling. Vater wünschte sich immer schon einen Schwiegersohn, der auch Chemiker ist. Du kannst experimentieren, du wirst deine Erfindung zu Ende bringen... berühmt werden..



Schneeschmelze. Nach einem Gemälde von Jean Haffefrenger.

reich, noch reicher als Vater..., gesellschaftliche Position... Loge in der Metropolitan... Haus in Palm beach..., Cadillac, Schwimmbassin... herrliches Laboratorium..., wir werden einen kleinen Sohn haben, der wird klug sein wie sein Vater... und in Cambridge studieren..."

Noch immer ist keine Hast in Miss Mabels Worten, gleich Perlen reihen sie sich aneinander, jedes einzelne ist kostbar und rosig schimmernd und vielversprechend und glatt, wie die Perlen der Schnur, die sie allabendlich um den Nacken legt. „Du wirst die Welt kennen lernen, darling, ja, die Welt und das Leben, beide sind dir versperrt, ein Buch mit sieben Siegeln, denn du bist arm, heimatlos, arbeitslos.“

Der Sepp sitzt finster und schweigsam da und röhrt den Zucker in seinem Teeglas um. Nun blickt er auf. Eine Blutwelle schießt ihm ins Gesicht, die Adern an den Schläfen sind dick geschwollen. „Wie meinst du?“ fragt er mit heiserer Stimme. „Keine Heimat habe ich? Kein Platz, das mir gehört?“

Miss Mabel hat einen Spiegel aus ihrem Täschchen hervorgerammt und ordnet mit langen, schlanken Fingern die blonden Locken, die unter ihrem Wollmützchen hervorquellen. „Gewiß“, sagt sie ruhig, „das meine ich!“

Der Doktor Sepp Hahndl haut mit derber Bauernfaust auf den Tisch, daß Gläser und Zeller hüpfen. „Ich pfeif' auf deinen Pflanz,“ schreit er. „Auf deine Welt!“ Auf deine Erfolge. Und auch auf dich. Ja, auch auf dich und auf das Leben mit dir!“ Er zerdrückt den Spiegel von Miss Mabels Täschchen, wirft Puderdose und Lippenstift in den Schnee, zerbricht den schwarzen Stift, mit dem Miss Mabel ihre Augenbrauen zu länglichen, lasterhaftigkeit verheizenden Bogen auszubauen pflegt. „Und jetzt grüß Gott!“

„Überleg' es dir noch, darling“, sagt Miss Mabel mit sanfter Stimme. „Ich erwarte dich zum Abendessen!“ Keine Miene hat sich in dem schönen, glatten Gesicht verzogen, unverwandt blickt sie ihn durch die schwarzen Gläser der Sonnenbrille an. Dem Sepp ist, als sitze ein Gespenst in der hellen Nachmittagssonne, ein Gespenst mit milchweißem Gesicht und rotgeschminkten Lippen, aus dessen schwarzen Augenhöhlen Unheil dringt.

Er springt über das niedrige Geländer aus Birkenholz, das die Hotelterrasse einfäumt und läuft talabwärts, was ihn die Füße tragen.

Unten im Tal, da gibt es eine Wiese, die

Waldwiese, auf der kommt man sich nicht arm vor und unnütz und ausgestoßen. Da ist man noch wer. Hat sein Stückchen Waldumräumte Welt. Sein Leben. Selbst die eingebildeten Bergriesen bequemen sich jeden Morgen zu einem Besuch. Der Sepp läuft immer rascher, schon längst liegt kein Schnee mehr am Weg, unten auf der Waldwiese wird heller, freundlicher Frühling sein. Kein überklarer Hochgebirgsfrühling; ein sanftgrüner, weicher Frühling mit Anemonen, Leberblümchen, Tausend schön.

Der Doktor Sepp Hahndl hat all' die mühevollen Jahre seines Studiums vergessen, Hunger und Arbeitslosigkeit, die Demütigung des Trinkgeldnehmens und Geliebtwerdens von einer reichen, wunderschönen Frau. Noch wenige Minuten, und er wird auf der Waldwiese stehen. In seine Welt zurückgefunden haben.

Mit Riesenschritten eilt der Sepp den Berg hinauf, der dem Hahndlhof vorgelagert ist, noch ein paar Schritte und nun durch den von Tannengipfeln überdachten Höhlweg. Der Sepp feucht und wischt sich den Schweiß von der Stirne, was ist denn das zum Rückuck, der Berg, diese Miniaturausgabe eines Berges will heute kein Ende nehmen. Keine Tannen sind zu sehen und kein Höhlweg, schon längst ist die Steigung überwunden, der Sepp schreitet auf ebenem, weichem Grasboden dahin. Schreitet über eine blumenarme, windzerquälte Wiese, die man ringsum des Schutzes der Bäume beraubt hat. Der Sepp bleibt stehen und wischt sich die Augen. Er fühlt einen stechenden Schmerz in der Herzgegend, irgend etwas schnürt ihm die Kehle zusammen, als atmete er Miss Mabels schwüles, glitschiges Narzissenparfüm. Die Bäume sind gefällt, alle Bäume, an deren mächtige Stämme die Waldwiese sich einst angelehnt hat, als scheuten ihre zarten Blumen den Ausblick in ungewisse, verschwommene Fernen.

Der Sepp stöhnt laut auf und schlägt die Hände vors Gesicht: die frischen Schnittflächen der Baumstümpfe leuchten anklagend durch die Dämmerung, gleichen Krüppeln, die bettelnd ihre Wunden entblößen. Über über die Wiese liegt der Stamm der Lärche, nackt, seiner Rinde beraubt.

Ein feiner Sprühregen setzt ein, es riecht nach feuchtem Holz, das in Spänen und Borkenstückchen über die Wiese verstreut liegt. Der Sepp schreitet langsam über dieses Schlachtfeld, das

einst seine Welt war. Er schwingt sich auf den Holzzaun, auf dem er als Bub immer gesessen hat und blickt in die Ferne. Eine graue, unbegrenzte Welt liegt da vor ihm. Eine Welt ohne Geheimnisse.

Nah am Baum steht ein schlankes Fichtchen, das hübsch ist und gerade gewachsen, das aber scheinbar noch zu jung war, um seinen Stamm für Geld zu opfern. Könnt' a dank' schön sagen, durchzuckt es den Sepp. Ob das Bäumchen wohl froh war, dem Tode entronnen

zu sein? Daß es sich das Sterben hatte aufsparen dürfen, für später einmal?

Es ist ein sternloser, verregneter Abend, aber der Sepp geht dennoch den Weg zurück, den er am frühen Nachmittag hastig und in großen Sprüngen heruntergekommen war. Geht ihn nun mutlos und schwerfällig, wie einer, der seine Welt verloren hat.

Miß Mabel wird wohl nicht unversöhnlich sein ...

Der Waldsee.

Wie bist du schön, du tiefer, blauer See!
Es zagt der laue West, dich anzuhauchen,
Und nur der Wasserlilie reiner Schnee
Wagt aus dem keuschen Busen dir zu tauchen.

Hier wirft kein Fischer seine Angelschnur,
Kein Rahn wird je durch deine Fluten gleiten.
Gleich einer Dithyrambe der Natur
Rauscht nur der Wald durch diese Einsamkeiten.

Wildrosen streun dir Weihrauch, ihr Arom
Die schlanken Tannen, die dich rings umragen,
Und die, wie Säulen einen mächt'gen Dom,
Ob sich des Himmels blau Gewölbe tragen.

Einst kannt' ich eine Seele, ernst, voll Ruh,
Die sich der Welt verschloß mit sieben Siegeln,
Die, rein und tief, geschaffen schien wie du,
Nur um den Himmel in sich abzuspiegeln.

Heinrich Leuthold.

Professor Beaumont.

„Professor Beaumont“ ... unter diesem Namen stand er auf dem Bettel. Eigentlich war er ein geborener Deutscher, aber das hatte er in den fünfzig Jahren seiner Künstlerlaufbahn, die ihn durch aller Herren Länder geführt hatte, beinahe selber schon vergessen. Die Sprache erinnert ihn nicht mehr daran. Wie es die eigentümliche Begabung wandernder Künstler ist, beherrscht er die fremden Sprachen so leicht wie die Muttersprache. Wandernde Künstler haben kein Vaterland, keine Heimat. Ihre Heimat ist die Zirkusmanege, der Stallgang, die Garderobe mit ihren tristen und von bunten Kostümen und Requisiten überhängten Wänden, die Bühne des Varietétheaters, das Hotelzimmer oder chambre garnie ... und diese Ortschaften sehen in der ganzen Welt gleich aus, in San Francisco so wie in Petersburg. Deshalb weiß der wandernde Künstler nicht, was Heimat ist. Wohin er kommt, dort findet er sie.

Die Heimat des Professor Beaumont war, seit er alt geworden, das Varietétheater. Im roten, mit goldenen Knöpfen besetzten Frack, in weißer Weste und grauen Hosen trat er an jedem Abend mit seinem Hündchen, einem kleinen weißen Budel, vor das Publikum. Es war seine einzige Nummer. Mit seinem glattrasierten, alten, ver-

witterten und immer nach Art der alten Schule lächelnden Gesicht, an das oben ziemlich dünnes, graues Haar angrenzte, glich er eher einem ausgedienten Schauspieler. Warum er nicht, wie jeder andere Artist von heutzutage, einen Schnurrbart trug? Weil das in der guten alten Zeit bei einem Clown nicht Sitte war. Clown war Professor Beaumont nämlich gewesen, sogar ein sehr berühmter Clown. Als er vor dem großen Kriege mit Loisset nach Berlin kam und der alte Kaiser Wilhelm, damals noch König, Loisset mehrfach besuchte, wurde er sein Liebling, und als er eines Abends infolge einer Verletzung des Fußgelenks nicht arbeiten konnte, fragte der König den Direktor: „Wo steckt denn heute Beaumont?“ So wenigstens erzählte der Künstler. Wem? Leuten, deren Namen er nicht kannte, die sich abends, wenn er mit seiner Nummer fertig war, zu ihm setzten und ihm über seine Nummer Komplimente machten. Er holte dann sein Portemonnaie hervor, in dem er alte, zermürbte Zeitungsausschnitte aufbewahrte, besonders französische, was, wenn er mit seiner zitternden Hand und den schwimmenden alten Augen darin framte, etwas Rührendes hatte. Das „Petit Journal“ nannte sein Hündchen „le célèbre chien“, und er fügte zur Erklärung hinzu, daß